

Erste gewesen. Ich fragte die Schwester, ob ihr Bruder denn zu Hause nicht fleißig sei. Doch, sagte sie, aber er kann erst nach 12 Uhr nachts seine Aufgaben machen; er muß jeden Abend in der Stadt Regel aufsetzen. Da war nichts zu machen; die Mutter sagte mir weinend, daß es nicht anders gehe. Der arme Knabe hatte also drei Stunden Unterricht am Vormittag; nach dem Unterricht mußte er zu fremden Leuten bis abends 7 Uhr; um 8 Uhr hatte er in der Stadt Regel aufzusetzen bis 11 oder 1/2 12 Uhr. Und dann noch Schulaufgaben!

Wie leicht werden solche arme Kinder vom Lehrer ungerecht behandelt, meistens, ohne daß dieser von dem Unrecht eine Ahnung hat. Ist an solchen Vorkommnissen nicht klar zu erkennen, welcher innige Zusammenhang zwischen den Erziehungsfragen und der großen sozialen Frage besteht. Kann man deutlicher die Bedeutung der sozialen Frage als Kulturfrage nachweisen? Und in den Städten, namentlich den Industriezentren, ist es noch schlimmer. Dort handelt es sich nicht nur um die geistige, sondern auch um die moralische Verkümmern der proletarischen Jugend. Und mit der zunehmenden Proletarisierung des Bauernstandes wird es auch hier stets schlimmer. Was hilft da die geistvollste, die pädagogisch großartigste Methode? Brot braucht das Kind, Licht und Luft und freie Bewegung. So bleibt es körperlich und geistig gesund. Und dann erst kommen methodische Fragen.

Von Menschengerechtigkeit hat Pestalozzi gesprochen. In einer Gesellschaft, wo eine Klasse die andere politisch und wirtschaftlich unterdrückt, ist Menschenbildung unmöglich. Von keinem anderen bürgerlichen Berufe kann man sagen, daß seine Interessen so sehr mit den Interessen des Proletariats zusammenfallen, als von dem Beruf des Volksschullehrers, keine Institution des öffentlichen Lebens hängt so innig mit der sozialen Frage zusammen als die Schule.

Professor Dodel, der geistvolle und mutige Züricher Universitätsprofessor, der einst selber Volksschullehrer war, hat daher vollkommen recht, wenn er in einem seiner Vorträge sagt: wenn der Lehrer eines Ideals fähig ist, so geht er zur Sozialdemokratie.

Denn die Sozialdemokratie ist heute die einzige Partei, auf deren Fahne auch die großen Erzieherideale eines Comenius, Pestalozzi, Fichte und Diesterweg geschrieben stehen! Wie lange es noch gehen mag, bis auch die Lehrer das einsehen werden? Mit ihren „Freunden“ haben sie doch bald genug schlimme Erfahrungen gemacht.

Politische Uebersicht.

Die Mitteilung des Staatssekretärs Niederding, daß der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches bereits im nächsten Jahre an den Reichstag gelangen soll, wird von allen, die an eine Vollenbung der Kommissionsarbeiten vor Ausgang dieses Jahrhunderts nicht geglaubt hatten, mit einer gewissen Verwunderung, von vielen auch mit Befriedigung aufgenommen worden sein. Sehr irrig aber ist die Auffassung des Staatssekretärs, als ob der Reichstag „in kursorischer Weise“ und innerhalb weniger Monate den großen Stoff werde bewältigen können. Wenn gleich von vornherein dem Reichstage die Pistole des Annahmens oder Ablehnens im ganzen auf die Brust gesetzt werden soll, so wird die einzig richtige Antwort eine sehr gründliche, auf alle Einzelheiten eingehende Kommissionsberatung sein. Ein Werk, das nach der Absicht seiner Urheber auf Jahrzehnte das Rechts- und Wirtschaftsleben der Nation beherrschen soll, darf vom Reichstag, der an tüchtigen juristischen Technikern keinen Mangel hat, daneben aber im Gegensatz zu der Gesetzbuchkommission die verschiedensten Gesellschaftsklassen und Praktiker aller Art in sich vereinigt, nicht über's Knie gebrochen werden. Daß der Bundesrat in kurzen Monaten mit der Beratung zu Ende sein wird, ist begründlich; waren es doch Beauftragte der Regierungen, die in zwei Kommissionen zwanzig Jahre lang gesessen und neben den juristischen alle möglichen hochpolitischen Interessen berücksichtigt haben. Hier wird die Beratung mehr eine formelle sein.

Anderes im Reichstag. Volksvertreter sind überhaupt zu den Fragen des Gesetzbuchs noch nicht gehört worden. Und namentlich die Arbeiterklasse, die der gesetzlich anerkannten

Organisation ermangelt und so, im Gegensatz zum Handel und zur „Landwirtschaft“ außerhalb des Reichstages überhaupt nicht gehört wird, hat ein besonderes Interesse an einer eingehenden Beratung. Hat die zweite Kommissionsberatung der ersten gegenüber auch in Bezug auf den Dienstvertrag, die Rechtsstellung außerehelicher Kinder u. a. einige kleine Verbesserungen aufzuweisen, so sind sie doch so unwesentlicher Natur, daß sie den gerechten Ansprüchen der Arbeiterklasse auch mit Rücksicht auf die kapitalistische Haut, aus der selbstverständlich der Entwurf nicht heraus kann, in keiner Weise genügen. Vornehmlich bedürfen der Vertretung in der Volksvertretung die ländlichen Arbeiterschichten, die unter feudalem und kapitalistischem Drucke leiden und sich nicht einmal der spärlichen Rechte der Industriearbeiter erfreuen.

Es wird Zeit, daß die deutsche Arbeiterklasse zu den für sie bedeutsamsten Kapiteln des Entwurfs kräftig Stellung nimmt. Und die sozialdemokratischen Vertreter im Reichstage müssen die Gelegenheit wahrnehmen, alle mit der bestehenden Gesellschaftsordnung vertäglichen Verbesserungen anlässlich der Beratung im Reichstag zu fordern und eingehend die Wirkung jedes Paragraphen auf die Interessen des arbeitenden Volkes zu prüfen. Die Zeit spielt dabei keine Rolle. Wird kein praktischer Erfolg erzielt, so ist die agitatorische, aufklärende Wirkung für weite Kreise nicht zu unterschätzen. Und damit wird zugleich die praktische Erfahrung gewonnen, die eine selbständige Gesetzgebung in technisch zulänglicher Weise ermöglicht. Denn die Zeit wird nicht allzufern sein, da die Sozialdemokratie ein neues Zivilrecht schafft, das dem Unrecht Abbruch thut und der Ueberleitung aus der kapitalistischen in die sozialistische Gesellschaft dienen wird.

Deutsches Reich.

B. Parlamentsbrief. Berlin, 22. März. Die Antisemiten, die die „jüdische Unverschämtheit“ täglich im Munde führen, leisteten sich heute vor Beginn der Sitzung ein unverschämtes Stück. Im Verlage der antisemitischen Vereinigung für Norddeutschland ist ein Flugblatt erschienen, das offenbar eine Art Festgabe zum 80. Geburtstag Bismarcks darstellt. Es trägt am Kopfe das Bild des „Fürstreichs-lanzlers“. Als Heiligenschein schwebt über dem Porträt der lapidare Satz: „Warum der Reichstag und die Stadt Berlin ihren Ehrenbürger nicht feiern darf?“ Daß Bismarck, der Ehrenschilder der Berliner Wehgerinnung, auch Ehrenbürger des Reichstages ist, war bisher unbekannt. Es ist das einzige Neue, was das Flugblatt enthält. Sonst bringt es die alten antisemitischen Schlagwörter. Auch das ist ein alter Scherz, daß der Freund Bleichröders als Schutzhelmer der Antisemiten verhandelt. Der bornierte Junkerhandpunkt, der in einer Rede Bismarcks im vereinigten Landtage 1847 über die Judenfrage hervortritt, ist von den Antisemiten schon oft durch Abdruck kräftiger Citate daraus geehrt worden. Das Flugblatt klingt in dem Satze aus: „Kauft nicht bei Juden!“ und beantwortet die Frage der Ueberschrift folgendermaßen: „Weil der Fürstreichslanzler offen für das deutsche Volk, wie einleitend wirklich angeführt (im Citate aus der Rede Bismarcks im vereinigten Landtage), eingetreten ist, deshalb suchen diese Fremdlinge (die Juden) und ihre Hintermänner die Feiler des größten Deutschen zu verhindern oder wenigstens zu trüben.“

Dieses Machwerk im Reichstag zu verbreiten unternahm der heftigste Antisemit Bindewald. Vor Beginn der Sitzung sah man ihn von Pult zu Pult eilen und überall ein Exemplar niederlegen. Auch die Linke verschonte er nicht. Als einige unserer Gewissen und einige Freisinnige den Saal betreten, fanden sie auf ihren Plätzen das dreiste Schimpfblatt. Der Präsident wurde sofort von dem Eingriff in die Hausordnung benachrichtigt. Die Linke war entschlossen, die antisemitische Unverschämtheit zur Sprache zu bringen. Darnach schien Herr von Levetzow nichts zu verschwand, und so sorgte er kurzer Hand dafür, daß das Flugblatt verschwand. Einige Diener erhielten den Auftrag, das Papier einzusammeln. In wenigen Minuten war die Arbeit geschehen, und als Herr Bindewald wieder im Saale erschien, sah er sich vergebens nach dem Erfolg seiner Copiertagelöhligkeit um. Es wird ihm nichts übrig bleiben, als sich vor dem Reichstage mit den Flugblättern anzustellen und sie dem zu geben, der sie verlangt. Dann dürften viele übrig bleiben.

Die Sitzung selber wurde durch die Erörterung der an die Budgetkommission zurückgewiesenen Titel des Postetats vollständig ausgefüllt. Den größten Teil der Zeit nahm die Erörterung des Systems der Dienstalterszulagen für die Postbeamten und der von der Kommission vorgeschlagenen

Behaltserhöhungen für diejenigen Beamtenkategorien, die durch dieses System geschädigt werden, in Anspruch. Von dieser Behaltserhöhung hatte Graf Posadowski bekanntlich nichts wissen wollen. Auch heute wehrte er sich gegen einen Nachtragsetz zu Gunsten der geschädigten Postbeamten, da ja auch den Beamten anderer Verwaltungen eine solche Entschädigung nicht gewährt worden sei. Gen. Singer erwiderte ihm treffend, daß gar kein Grund vorhanden sei, die Entschädigung nicht auch den Beamten anderer Ressorts zu gewähren. Auch die Redner der übrigen Parteien ließen den Schatzsekretär im Stich, und so wurden die Vorschläge der Budgetkommission, die auch das Maximalgehalt der Landbriefträger auf tausend Mark erhöht hat, fast einstimmig angenommen. Ebenso gelangte eine Resolution des freisinnigen Abg. Müller-Sagan zur Annahme, die die Gleichstellung der Civilamter mit den Militärämtern hinsichtlich der Zulassung zur Sekreärprüfung verlangt, obwohl Direktor Fischer sie lebhaft bekämpft hatte.

In der weiteren Debatte wurden wieder die alten Klagen über die Maßregelung der Postassistenten, über Wahlbeeinträchtigungen der Unterbeamten durch die Amtsvorsteher u. dgl. laut. Gen. Schoenlank brachte den Mangel eines Erholungsurlaubes für die Unterbeamten zur Sprache und benutzte die Gelegenheit, Herrn Fischer sein geflügeltes Wort von den „jungen Menschen, die noch nicht trocken hinter den Ohren sind, und die sich von irgend einem Frauenzimmer einfangen lassen“ unter die Nase zu reiben. Herr Fischer wandte die alte Juxtelstatistik des Sichtsstellens an: er erwiderte mit keiner Silbe darauf. Auch die Auskunft, die er über den Erholungsurlaub der Unterbeamten gab, war durchaus ungenügend. Zehn freie Tage im Jahre stehen für sie zwar auf dem Papiere, aber wie viele von ihnen diesen Urlaub wirklich erhalten, das sagt keine Statistik.

Nachdem noch der Neubau eines Dienstgebäudes in Magdeburg beschlossen, war der Postetat endgültig erledigt.

Dann vertagte sich das Haus. Bei der Feststellung des Zeitpunktes, an dem die Sonnabend-Sitzung beginnen soll, kam es noch zu einer vorläufigen Kraftprobe zwischen den Bismarckkorymbanten und ihren Gegnern. Herr von Levetzow schlug vor, die Sitzung um 2 Uhr zu beginnen. Graf Hompesch vom Centrum erhob Widerspruch und bat, es bei der üblichen Anfangszeit, 1 Uhr, zu belassen. Die Oppositionsparteien haben dafür ihren guten Grund. Am Montag ist fastpöthlicher Feiertag, der von den Bismarckianern zur Wallfahrt nach Friedrichsruh benutzt wird. Den Abgeordneten, die daran nicht teilnehmen, muß daran liegen, Berlin noch am Sonnabend mit den Abendzügen auf zwei Tage verlassen zu können. Das wird durch den Beginn der Sitzung um 2 Uhr in Frage gestellt. Es kam zur Abstimmung und sie fiel nicht zu Gunsten des Herrn von Levetzow aus. Möge dieser Ausgang eine gute Vorbedeutung für die morgige Abstimmung sein, wenn Herr von Levetzow die Anfrage stellt, ob der Reichstag gewillt ist, dem Fürsten Bismarck zum 1. April zu beglückwünschen.

* Berlin, 23. März. Seitens der Anhänger des Antrags Kanitz werden im Reichstag Anstrengungen gemacht, den Antrag bereits am Mittwoch nächster Woche zur Beratung zu bringen. Wie es ferner heißt, beabsichtigt die konservative Partei, womöglich mit Unterstützung des Centrums, die Beweise des Antrags an eine Kommission herbeizuführen. — Wie die Kreuzzeitung feststellt, haben an der Abstimmung über den Antrag Kanitz im Staatsrat 43 Mitglieder teilgenommen, von denen 27 gegen, 16 für den Antrag waren.

Präsident v. Levetzow wird heute bei Beginn der Reichstagsitzung das Ersuchen stellen, ihm zu gestatten, dem Fürsten Bismarck die Glückwünsche des Reichstages zu überbringen. Alsdann werden die Parteien, die mit einer solchen Demonstration des Reichstages nicht einverstanden sind, solches kurz erklären. Eine Abstimmung wird alsdann entscheiden. Die Sitzung des Seniorenkongresses am Mittwoch belaudete, daß sich in der ablehnenden Haltung der freisinnigen Volkspartei, der deutschen Volkspartei, der Centrumpartei, der Polen und Sozialdemokraten nichts geändert hat. Für den Vorschlag des Präsidenten werden die beiden konservativen Fraktionen, die Nationalliberalen, die freisinnige Vereinigung mit Ausnahme des Abgeordneten Barth und einzelner anderer Herren stimmen. Zur Zeit zählt der Reichstag 388 Mitglieder. Entsprechend den Erklärungen im Seniorenkongress sind bei vollem Besetzung Hause nur 175 Mitglieder für die Fuldigung und 213 dagegen. Die Spekulation der Minorität beruht also, wie die Freis. Ztg. bemerkt, auf einer geringeren Präsenz der Gegner mit Rücksicht darauf, daß die letzteren durchweg weiter von Berlin entfernt wohnen und deshalb vielleicht weniger vollzählig zur Stelle sein werden. Was kann nun im gün-

Kleine Chronik.

Leipzig, 23. März.

Aus dem Leipziger Konzertleben. 22. März. Das Leipziger Publikum ist konzertmüde! Die Berliner Philharmoniker, die an Freitag unter Direction des berühmten Violin-Virtuosens Leopold Muer (aus Petersburg) einen Tschaikowski-Abend veranstalteten, mögen sich gewundert haben, als sie in der Albert-Halle die aufstehenden großen Läden im Parkett und Tribüne bemerkten. Sind sie es doch, wenigstens seit der geniale Weingartner an ihrer Spitze steht, nicht mehr anders gewohnt, als vor ausverkauften Häusern zu spielen. Weiß der Himmel, man kann's dem guten Leipziger kaum verdenken, wenn der musikalische Faden seiner Geduld bald reißt, denn, was man ihm in dieser Saison vorgezeigt, gesungen und gespielt hat, abgesehen von unzähligen Dilettanten-, Wohlthätigkeits- und Prüfungskonzerten (in welcher letzteren man nie weiß, wer eigentlich der „Geprüfte“ ist), das übersteigt alle Grenzen. Nun aber will's draußen Frühling werden, die Natur erwacht, und die Kunst geht schlafen; am nächsten Donnerstag ist letztes Gewandhauskonzert (9. Sinfonie), das Signal zum Abreisen ist somit von höchster Stelle gegeben; nur wenige Nachzügler noch (darunter Nachs. Matthäuspassion und letztes Lütz-konzert), und dann hat die liebe Seele Ruh' — doch nein! eine letzte musikalische Aufregung gönnt sich der Leipziger Philister noch am 1. April; da pilgert er mit Weib und Kind nach Friedrichsruh, um dort den eigens zu diesem Zwecke für Deutschlands Patrioten komponierten Bismarck-Hymnus in Chöre mitzuführen. Nach dieser letzten musikalischen That legt sich der Philister aufs Ohr, und — Stille herrscht über den Gewässern.

Der schwache Besuch des Tschaikowski-Konzertes ist übrigens auch auf den Mangel an Interesse für russische Musik zurückzuführen. Von allen ausländischen Staaten wird Russland in deutschen Theatern und Konzerten am wenigsten bedacht; wer kennt hier zu Lande einen Glinka, Borodin, Naprawnik u. dgl., deren Opern eine uns fremdartig anmutende, eigenartig tiefe Melancholie durchzieht, wie sie auch den schwermütigen russischen Volksliedern zu eigen. Selbst Rubinstein und Tschaikowski, den bedeutendsten modernen Komponisten des Russenreichs, werden die deutschen Theater hartnäckig vorenthalten, und doch hat letzterer in seinem Eugen Onegin, Feuer im Dämon ein Werk voll feierlicher Originalität und an sprechender, tief besetzter Melodik geschaffen.

Unter solchen Umständen war es entschieden verdienstlich, eine größere Anzahl von Instrumental-Werken des kürzlich verstorbenen Tschaikowski hier vorzuführen. Viel Gutes, aber noch mehr Mittelmäßiges, zum Teil auch ganz Ungeheueres wurde uns da geboten. Die einleitende C-moll-Sinfonie (op. 17) ist in allen Sätzen interessant, in keinem ist sie eigentlich groß. Die sich daran anschließende Ballet-Suite: Der Nussknacker, geht in der Ausbeutung flüchtiger Effekte weit über die Grenzen des Musikalisches-Schönen, hier ist der Effekt mit einer geradezu abstoßenden Offenheit als Selbstzweck hingestellt. Stücke wie danse chinoise und marche miniature würden sich in jeder praktischen Instrumentationsschule als Beispiele für die Anwendung des Piccolo sehr bewähren; derartige Machwerke stürmisch da capo zu verlangen, wie das gestern geschah, das ist eine traurige Geschmacksverrückung. In dem darauf folgenden Violinkonzert bekundete Herr Muer eine Reihe glänzender Vorzüge, die ihn ohne weiteres unter die ersten von den lebenden Violinkünstlern stellen. Der Beifall kostete denn auch orkanartig, oder noch treffender gesagt, paderewskartig. (Unter letzterem Ausdruck versteht man in neuerer Zeit lächerlich übertriebene Ovationen.) Das zweifelloste bedeutendste wurde mit der Orchester-Fantastik: Francesca da Rimini geboten. In einer sinfonischen Nachdichtung von Dantes „Inferno“ werden die Leiden der Verdammten, besonders der unglücklichen Francesca da Rimini, geschildert. Zwar haben hier Wagner, Liszt und Berlioz als Vorbilder gedient, aber der Komponist gefällt sich keineswegs in eitlen Nachbeten. Alles ist selbstständig erfunden, das instrumentale Lokomotiv mit einer technischen Raffinerie sondergleichen bedacht, Motive von scharfer Deutlichkeit durch chromatische Gänge und Tremolo-Figurationen unterbrochen, malen ein grauniges Bild vom Orte der Verdammten. Die großartige Leistungsfähigkeit des philharmonischen Orchesters feierte hier einen höchsten Triumph und mit ihm sein genialer Dirigent. Werk, Orchester und Dirigent, jedes in seiner Art vollendet, vereinigten sich hier zu einer musikalischen Großthat, wie sie uns selbst diese so überreiche Saison nur wenige geboten hat.

Aus dem Leipziger Kunstverein. Die bildende Kunst fristet in Leipzig ein kümmerliches Dasein. Ob der nebelige, rüchgeschwängerte Himmel oder die Gose daran schuld ist, weiß ich nicht. Die Kunststakeute ist ja ein schönes Gebilde, aber damit ist auch so ziemlich alles gesagt. Um so überraschender und verblüffender, wenn plötzlich aus der schmutzigen Atmosphäre der Gemütslichkeit ein

genialer Charakterkopf wie Max Klinger austaucht, dessen markige Künstlerphysiognomie so gar nicht an die Groschmolluskenbreznatur seiner Vaterstadt erinnert!

Ich stand heute vor einem Portrait dieses großen Meisters der Radlerung — einem sprechend öphtlichen Portrait, das — ich würde zum zweitenmal verblüfft — ebenfalls ein Leipziger Kind, der mir bis dahin unbekante Maler Kurt Stoeving entworfen und im hiesigen Kunstverein ausgestellt hat. Klingers scharfsinniger, eckiger Kopf über die Radierplatte gebeugt, im Hintergrunde an der fahlen Wand die flüchtigen Umrisse einer Zeichnung — das Ganze in wenigen roten Tönen hingehaucht — eine sehr saubere Arbeit!

Der Mann hat was los, dachte ich im Stillen und schämte mich meines schroffen Urteils über die Leipziger Künstler. Und wirklich, wie ich mich weiter umschaute, frug meine Achtung vor dem Maler. Eine Reihe tüchtiger Porträts, darunter eine Dame in Schwarz mit einem sehr scharf charakterisierten Kopf in ganz moderner Manier, ein Selbstporträt halb Johannes, halb Goethe, und vor allem zwei treffliche Bilder Friedrich Niethses, das eine davon von verblüffender Lebenswahrheit. In einer grünen Laube, durch deren flimmerndes Blättermeer wir den tiefblauen Sommerhimmel des Hintergrundes mehr ahnen als schauen, sitzt, umblüht von roten Geranien, wie in sich zusammengeklumpt, der todmüde Denker, das Profil mit der schier übermenschlichen Schädelbildung dem Beschauer zugekehrt, die tiefstehenden, von buschigen Brauen überschatteten Augen bereits von der flackernden Flamme des nahenden Wahnsinns umzittert, ein erschütterndes Bild des Sterbens inmitten des blühenden Lebens. Der stimmungsvolle Rahmen, eine dorische Tempelfassade darstellend, in deren Fries ein von einer Schlange umringelter Adler sitzt, vollendet die schöne Symbolik des fast ganz realistischen Gemäldes, dem der Künstler noch zwei Sprüche Niethses als Inschrift ein geschnitten hat. Der erste lautet: „Alles stirbt, alles blüht, wieder auf ewig läuft das Jahr des Seins.“ Der andere: „Mein Leib und mein Mitleid, was liegt daran? Trachte ich denn nach Glück? Ich trachte nach meinem Werke.“ Doch das beste hätte ich fast vergessen — das trauische Fenster, das links von der Laube das Ganze abschließt. Sollte dort hinter den schmucklosen Gardinen etwa ein zitterndes Mütterlein für den Gottesmörder beten? Ja, Kurt Stoeving hat was los. Und er wagt etwas. Er gehört offenbar zu jenen kräftigen Talenten, die die ausgetretene